

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Sie halten also nicht alles für richtig, was die Behörde anordnet?“

„Ganz und gar nicht!“ rief Moritz Gassel mit dem Brustum der Ueberzeugung. „Gegen die Religion will ich nichts sagen. Die muß sein, solange man nichts Besseres hat. Aber Geographie und Geschichte und all das unnütze Zeug, was man den armen Dorfkindern einpfropfen soll. All die Leute, die die Schule beherrschen, sitzen in der Stadt. Sie haben keine Ahnung davon, daß das Land ganz andere Lebensbedingungen vorschreibt. So ein armer Bauernjunge hat keinen Schimmer davon, was eine Hypothek ist. Aber wie man einen Bruch durch einen Bruch dividiert, das muß er wissen. Er lernt niemals, wie man einen Obstbaum veredelt, wie man einen Bienenschwarm einfängt, und wie man ein Spargelbeet anlegt, aber die Flüsse von Südamerika muß er am Schnürchen herfagen können. Und zu solch einem Wahnwitz muß man sich als ehrlicher Mensch hergeben. Jetzt fängt man mit ländlichen Fortbildungsschulen an. Warum wirft man nicht einfach die beiden Lehrpläne zusammen? Dann hätte man eine richtige Standeschule für das Dorf.“

„Sie haben jetzt Ferien?“

Moritz Gassel nickte und versank in finsternes Brüten. Doch Fritz von Winkelberg ließ nicht mehr locker.

„Sie waren in Ihrer Heimat?“

„Nein! Das kann ich mir nicht leisten. Ich war nur in Sulitsch, um mich dem Herrn Kreisschulinspektor Hupfer vorzustellen. Ich habe meine neue Stelle erst vor acht Tagen angetreten. Und das ist auch so ein alter Hops. Kann der Mann nicht zu mir kommen? Er kriegt seine Reisepesen, ich nicht. Denn wir Lehrer haben kein Recht. Doch es dauert nicht mehr lange, die Lehrernot haben wir schon. Es muß aber erst so weit kommen, daß kein Mensch mehr Lehrer werden will. Dann werden wieder bessere Zeiten anbrechen. Lieber Hofknecht sein als Volksschullehrer! Da bleibt man doch wenigstens ein Mensch. Und wenn's einem nicht paßt, dann kann man die Arbeit hinwerfen und sich was anderes suchen.“

„Dieser letzte Weg ist doch auch Ihnen nicht verschlossen?“

„Ach!“ lächelte Moritz Gassel. „Ein weggelaufener Lehrer! Wer kann den gebrauchen? Er taugt zu keiner vernünftigen Arbeit!“

Fritz von Winkelberg senkte den Kopf und schwieg. Jetzt mußte Moritz Gassel das Gespräch in Gang bringen.

„Sie steigen in Luschelau aus?“ fragte er nach einer Weile.

Der Baron nickte.

„Ich nämlich auch!“ bekannte Moritz Gassel offen.

„So?“ rief Fritz von Winkelberg überrascht.

„Das ist doch selbstverständlich!“ erläuterte Moritz Gassel. „Drei Schritte hinter Luschelau ist doch schon die schlesische Grenze. Und wenn mein Kreisschulinspektor in Sulitsch wohnt, kann ich doch nicht im Kreise Krotoschn angelangt sein!“

„Sehr richtig!“ lachte Fritz von Winkelberg belustigt.

„Dann kennen Sie doch auch Brißkawe?“

„Brißkawe?“ rief Moritz Gassel und schlug sich auf den Schenkel. „Das sollte ich wohl kennen. Da bin ich doch angestellt. Kennen Sie es auch?“

„Ein wenig!“ lächelte der Baron in seinen straffen, dunkelblonden Bart hinein. „Allerdings ist es schon einige Jahre her. Ich war einmal da —“

„In Geschäften?“ fragte Moritz Gassel eifrig.

„Ungefähr!“ nickte Fritz von Winkelberg. „Und ich will wieder hin.“

„Famos!“ rief Moritz Gassel glücklich. „Da haben wir ja einen Weg. Aber was wollen Sie dort? Auf dem Gute ist niemand.“

„Ich wollte mich nur nach dem großen Geschäft erkundigen, das vor vierzehn Tagen gemacht worden ist. Wissen Sie etwas davon?“

„Ich bin erst acht Tage in Brißkawe,“ entschuldigte sich Moritz Gassel vorsichtig. Kaum, daß ich die Leute dem Gesicht nach kenne. Aber so viel hab ich schon heraus, daß kein Mensch recht weiß, was aus dem Gute wird. Haben Sie denn den alten Herrn von Winkelberg gekannt?“

„Erzählen Sie nur! Es liegt mir sehr viel daran, ein möglichst unbefangenes Urteil über diese Verhältnisse zu hören.“

„Ah, ich verstehe!“ lächelte Moritz Gassel geschmeichelt. „Aber ein Urteil kann ich nicht abgeben. Ich kann nur erzählen, was ich gehört habe. Es ist allerdings eine ziemlich unerfreuliche Familiengeschichte, und so etwas rißt man nicht gerne auf. Aber schließlich, jeder erzählt sie.“

„Ich bitte darum!“ sprach Fritz von Winkelberg dringender. „Ich bin an diesen Dingen sehr stark beteiligt, und Sie erweisen mir einen großen Dienst, wenn Sie mir alles erzählen, was Sie darüber erfahren haben.“

„Ach so!“ antwortete Moritz Gassel und nickte verständnisvoll. „Sie sind auch einer von denen, die sich da festgelegt haben?“

„Was erzählt man von den Winkelbergs?“ drängte ihn Fritz von Winkelberg und rückte näher. „Mein Wort darauf, daß ich es für mich behalte! In meinem eigenen Interesse, Sie verstehen!“

Und jetzt legte Moritz Gassel los.

„Also da war der alte Herr von Winkelberg, ein Charakter vom Scheitel bis zur Sohle, adelsstolz und in sämtlichen Vorurteilen der herrschenden Klasse verbohrt. Dessen einziger Sohn diente bei der Gardeartillerie, teudal bis aufs

Knochenmark, Spiel, Weiber, Wein und all die guten Sachen, die sich unjereins nicht leisten kann. Ich würd mich auch schónstens dafür bedanken, es kommt nichts dabei heraus. Der Alte und der Junge vertrugen sich soweit ganz gut, bis der Alte auf den Gedanken kam, sich wieder zu verheiraten. Der Sohn war dagegen. Er wird wohl seine Gründe gehabt haben. Das Weib soll úbrigens unausstehlich gewesen sein. Da ging die Freundschaft in die Brüche. Und eines schönen Tages kam der große Kladderadatsch. Man erzählte da von einem hohen Wechsel, den der alte Baron nicht einlösen wollte und konnte. Die zweite Frau soll ihm schrecklich viel Geld gekostet haben. Der Herr Gardeleutnant mußte den Dienst quittieren und ging nach Amerika. Soll er úbrigens gar nicht nötig gehabt haben. Da hat er sich herumgetrieben als Farmer und Trapper, wie man sagt. In Newport soll er Stellner gewesen sein, in Chitago Straßenbahnkutscher, in San Francisco hat er Zeitungen ausgetragen und Kalender verkauft. Was wahr ist, weiß natürlich keiner. Der alte Winkelberg hat ihm keinen Pfennig geschickt."

Fris von Winkelberg mußte sich zurücklegen, schloß die Augen und stöhnte leicht.

"Was ist Ihnen denn?" fragte Moriz Gassel mitleidig.

"Nur weiter!" lächelte der andere. "Es geht schon vorüber. Nur ein kleiner Herzklappenfehler. Man gewöhnt sich daran."

"Daran soll der alte Herr auch gelitten haben. Aber er hat sich nicht daran gewöhnen können. Er wurde bald nach der Hochzeit schwerkrank, bekam es schließlich mit der Lunge zu tun und mußte an die Riviera. Da hat er jahrelang gelebt. Das Gut hat der Inspektor Anorred verwaltet."

"So?" entfuhr es Fris von Winkelberg. "Der ist also auch noch da?"

"Neber zwanzig Jahre schon," bestätigte Moriz Gassel. "Kennen Sie ihn denn?"

"Ich erinnere mich seiner nur noch dunkel. Jedenfalls weiß ich, daß er ein außerordentlich tüchtiger Mensch ist!"

"Das jagen sie alle!" meinte Moriz Gassel. "Ich kenne ihn noch zu wenig, um mir ein Urteil anzumáßen. Und den alten Winkelberg haben sie vor vierzehn Tagen in Briglawe begraben. Ganz hinten im Park steht das Erbbegrábnis."

"Ich weiß!" nickte der Baron und schwieg.

"Da liegt er nun!" philosophierte Moriz Gassel weise.

"Was hat er von seinem Leben gehabt?"

"Und sein Sohn?" fragte Fris von Winkelberg langsam.

"Der kam in Amerika auf keinen grünen Zweig. Soll auch längere Zeit in einem Krankenhause gelegen haben. Von da schrieb er einen Brief an einen Jugendfreund hier in der Nähe. Der gab ihm zwar keine Antwort, das ließ die feudale Standesehre nicht zu. Aber durch seine Vermittlung bekamen zwei Sulitscher Juden den Brief zwischen die Finger. Die boten sich ihm an. Das Majorat konnte ihm ja keiner wegtragen. So kam er aus dem Druck, ging nach England und soll sich sogar verheiratet haben. Was Gewisses weiß man eben nicht. Schulden hat er bis über den Kopf. Und der Battenstein und der Levisohn sitzen bis an den Hals drin, können sich nicht rühren und jammern groß."

"Und jetzt?" forschte Fris von Winkelberg weiter und atmete schwer.

"Niemand weiß, was wird. Briglawe ist Majorat, unveräußerliches und unbelastbares Erbgut. Wenn der Sohn darauf verzichtet, kommt es an die Nebenlinie. Und es scheint so, sonst hätte er sich doch schon gemeldet. Schön wär's freilich nicht."

"Weshalb nicht?"

"Nun ich glaube, daß ein Mensch, der sich jahrelang in Amerika sein Brot mit seinen zwei Händen verdienen mußte, davon nicht schlechter geworden sein kann. Im Gegenteil, er wird manches Vorurteil abgelegt haben, was man von der Seitenlinie derer von Winkelberg grade nicht behaupten kann. Lieber stelle ich mich schon einem solchen Menschen vor, der weiß, was Arbeit ist, als einem, der sie nur für ein Ding ansieht, an dem man sich die Hände schmutzig macht."

"Sie haben sich also dem Majoratsherrn vorzustellen?" fragte Fris von Winkelberg und erhob sich, denn der Zug fuhr schon langsamer.

"Laut behördlicher Anweisung," bestätigte Moriz Gassel, "als dem Patron meiner Schule."

"Ich danke Ihnen, Herr Gassel!" sagte Fris von Winkelberg und streckte ihm die lange, schmale Hand entgegen. "Ich danke Ihnen für Ihre Vorstellung, denn ich bin Ihr Patron."

Moriz Gassel sank vernichtet auf den Sitz zurück, aber Fris von Winkelberg ließ die Hand nicht mehr los.

"Sie haben mir einen sehr großen Freundschaftsdienst erwiesen. Ich werde es Ihnen nicht vergessen. Denn ich habe da drüben nicht nur manche, sondern alle Vorurteile abgelegt."

Moriz Gassel kam wieder hoch.

"Herr Baron!" stammelte er, unglücklich vor Berlegenheit. "Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit."

"Ich danke Ihnen vielmehr dafür! Denn was Sie erzählt haben, ist wahr, bis auf die Kalender. Und den Herrn Baron schenke ich Ihnen gleichfalls. Ich habe auch dieses Vorurteil abgelegt. Was wissen Sie úbrigens von dem großen Geschäft?"

Da hielt der Zug an, und der Schaffner riß die Tür auf.

"Dort steht Herr Anorred," sagte Moriz Gassel, noch immer befangen, und wies auf den Bahnsteig. "der wird es Ihnen besser sagen können."

Es stiegen eine Menge Leute aus: Urlauber, Feiertagsbesucher, Handelsleute und Geschäftsreisende. Aber August Anorred warf nur einen einzigen Blick auf die hohe, breitschultrige Figur des Barons, da wußte er, wen er vor sich hatte.

"Herr Baron!" sagte er, zog tief die Múse und machte einen devoten Bückling, der zu seinem grauen Barte schlecht stand. "Ich begrüße den Herrn Baron in der Heimat!"

"Anorred!" lachte Fris von Winkelberg, schüttelte ihm herzlich die Hand und schlug ihm dorb auf die Schulter. "Anorred, alter Kerl! Wenn Sie mir noch einmal den Herrn Baron an den Kopf werfen und sich noch einmal meinetwegen das Rückgrat verdrehen, dann kündige ich Ihnen die Freundschaft."

"Dort drüben steht der Schlitten!" sprach August Anorred kleinlaut und wollte die Handtasche nehmen. "Wenn der Herr Baron sich bemühen wollten."

"Anorred!" rief Fris von Winkelberg ungehalten. "Machen Sie mir keine Wíse! Die Tasche trage ich selbst, ich bin sechzehn Jahre jünger als Sie. Und bis heut abend gebe ich Ihnen Frist, sich den Herrn Baron abzugewöhnen. Sonst traktiere ich Sie damit. Mir ist dieses Wort einfach unerträglich. In Amerika lacht man darüber. Vorwärts! Kommen Sie nur mit, Herr Gassel!"

Der Zug leuchtete davon, nach Idurotschin zu, und die drei schritten durch das kleine Stationsgebäude.

(Fortsetzung folgt)

### Das Medaillon.

Von Gerth Schreiner.

Es ließ mich die halbe Nacht nicht schlafen und als ich eingeschlafen war, träumte ich noch davon, von plagenden Granaten, gerissenen Hoffnungen und allem möglichen Ruoterbunt durcheinander und überall war das Medaillon dabei, bald riesengroß, bald verschwiegen unter dem selbgrauen Rock, nur war in dem Medaillon nicht immer Suite's Bild.

Es ist ein silbernes Medaillon, uralte silberne Handarbeit, oval und groß, drei Beilchenblätter, zwei Knospen und zwei erblickte Beilchen auf jeder Seite, und wenn man es auseinanderzieht, ist auf der einen Seite ein Spiegel und auf der andern das Bild einer Frau. — Eine schöne, schlanke Frau mit einem einzig geformten Hals und rasiigem Kopf, in dem ein etwas breiter Mund sitzt. Das Haar ist glatt geschertelt und kraff über die Ohren gelegt. Wenn man die Augen sieht und die Nase, hat man den Eindruck einer Südfranzösin. — An einem kleinen Kettchen trägt sie das Medaillon, das sich wie ein scheuer Vogel in einer Seidenröhre vorn am Halsausschnitt zu verstecken sucht. Nimmt man das Bildchen heraus — es ist auf eine weiche grüne Samtunterlage gebettet — so sieht man auf der Rückseite:

A celui qui j'aimerai toujours et quoi qu'il arrive jamais je ne l'oublierai. Quite.

Die letzten Worte sind flüchtig geschrieben, weil sie zu nahe an den Rand gekommen ist. Wahrscheinlich hat sie es im letzten Augenblick, als er abreisen mußte, vom Kettchen genommen, die Photographie hineingesteckt und ihm als Talisman gegeben, damit er doch heimkehre aus dem bösen Krieg, und sie wird mit ihren stierischen Stöckelschuhen aufgelaufen haben, mit jener unmadamlichen Grazie, wie ich es von einer Dame aus Daubourbien sah,

als sie mir erzählte, ihr Mann sei bei Mauseuge gefallen, gefagt haben, „a ootte mauditte guerre“.

Und nun habe ich das Medaillon, und ich bin ein selbgrauer deutscher Soldat. Ich weiß, daß sie Guite heißt, aber mehr nicht.

Und wie ich das Medaillon erhielt? Von einem heftischen Panbrotmann, der suchte im Lazarett einen Spiegel. Er wollte sich kämmen, weil er seine Frau erwartete. Er holte aus seinem Nachttischchen das Medaillon. Ich lag unweit von ihm und bewunderte die seine Handarbeit. Ich frag ihn, wie er dazu käme. „Ach Kerle, das is von em französischen Offizier, guad emol, da is so e Mensch drin, en henne steht ebbes druff, ich kanns ja net versteh.“

Und er gab es mir, und ich sah es, und ob meines Schmerzes und Staunens hörte ich nur halb — — — Es war bei Nohon — ein Nachtgefecht — — die Franzosen griffen an und wurden zurückgeschlagen — — Befehl: Heraus und drauf in den französischen Graben — — Dandgemenge — — Blut, Blut und Schreie und Wimmern, er durchrennt einen französischen Offizier mit dem Seitengewehr und stürzt beim Herausziehen auf ihn. Er krampft sich fest, da andere über ihn türzen und reiht etwas los und rafft sich auf, steckt es ein und weiter drauf.

„Ach Kerle, mer hu se gewamst sell Nacht. En am Tag druff fin ich das Ding da. Wert hats ja kan, aber draus war mer fruh, das mer das Spiegeldr hat.“

Und weil es keinen Wert für ihn hatte, trag ich es neben meiner Mutter Uhr, die ich auch draußen im Schützengraben hatte, unter deren Deckel das Bild meines Mädchens ist. Wie oft habe ich drauß die kleine Uhr herausgenommen und den Deckel ausgeklappt und Wilmas Bildchen betrachtet, abends, wenn wir in Mezerbe lagen, beim Licht einer alten Oelfunsel, im Stall einer abgebrannten Scheune, auf Außenwache, und vorm Sturm in der Nacht, als der Mond auf die Leiber der gefallen Kameraden drauß vorm Graben schien, habe ich daraufgestarrt, nur um einen Schimmer davon zu sehen und bin wieder heimgekommen.

Und ihn haben sie draußen bei Nohon unter einem Ruchbaum begraben und haben auf den Erdhäufen ein schlichtes Holzkreuz gesetzt und sein Kopsi daraufgehängt und seinen Offiziersmantel darübergebreitet, und er hat auch Guite vor dem Sturm betrachtet und geglaubt, es könne ja nicht sein, daß er falle, es könne ganz unmöglich sein, wegen Guite, der tapfere Offizier, weil er ja auch Guites Talisman hatte.

Und Guite wird sich bängen, weil kein Brief mehr von ihm kommt, und wenn sein Regiment heimkehrt, wird sie hinter den Vorhängen am Fenster stehen und Ausschau nach ihm halten, und ihre Hand wird sich in den Vorhang krampfen, und ihr Schmerz wird riesengroß sein, sie wird zu niemandem sprechen dürfen, denn es ist ja ihr Geliebter — und sie wird lange um ihn trauern, die starke Frau.

Bürrt mir nicht, daß ich über ein französisches Liebespaar schreibe. Ist es nicht hüben wie drüben, ist es nicht die Liebe, die die Völler trotz des Mordens da drauß eint?

Ich lag im Pitabellenlazarett in Lille. Bei uns in der Stube lagen zwei Franzosen und Bayern und Sachsen. Es war im Dezember, und wir sprachen, daß sie jetzt das Weihnachtsgeläch lachten. Der Franzose, dem eine Schrapnellkugel die Armischlag aber zerklüftet hatte, wimmerte. Und ich sprach mit ihm, um ihm über seine Schmerzen hinweg zu helfen. Und er frag mich, ob wohl Weihnachten der Krieg zu Ende wäre, damit seine Frau und seine Kinder ihn besuchen könnten, und der andere, er war leichter verwundet, hoffte es zu Ostern, denn seine Braut erwartete ihn da zur Hochzeit, und er zeigte mir ein Skapulett, das sie ihm mitgegeben hatte.

Das alles fällt mir ein, wenn ich Guites Medaillon sehe, die Hoffnungen und Enttäuschungen der Bräute und noch mehr der heimlich Liebenden, die Freuden der einen und die Schmerzen der anderen.

### Aus der Geschichte des Brotes.

Geh. Rat Mübner leitet eine größere Arbeit, die er über die Frage der Ausnutzungsmöglichkeit des Brotgetreides in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift veröffentlicht, mit einigen geschichtlichen Vorbemerkungen ein, die von allgemeinem Interesse sind. Brot hat es in der Volksernährung, obwohl es uns heute als völlig unentbehrlich erscheinen könnte, nicht zu allen Zeiten gegeben. Manche glauben den Phöniziern den Ruhm zuzuerkennen zu müssen, daß sie als erste Brot hergestellt haben; fest steht jedenfalls, daß die Backkunst von Ägypten zu den Griechen und von diesen um 168 v. Chr. nach Rom kam. Das Backen des gegorenen Teiges hat sich allmählich über die ganze Welt verbreitet; aber seit zwei Jahrtausenden ist in der Herstellung von Nahrungsmitteln aus Getreide kein bedeutenderer Fortschritt erzielt worden. Bis dahin hatte das Brotgetreide eine andere Verwendung gefunden, z. B. zu breiartigen Gerichten, wie sie auch heute noch besteht. Das Brotbacken war wohl die größte Umwälzung, die sich in der Welternährung vollzogen hat; in allen Kulturländern ist das Brot als dauerndes Gericht aufgenommen. In der Technik der Broterzeugung wurde ein Fortschritt später durch die Bervollkommnung der Mühlen mit der Kleietrennung und im 19. Jahrhundert vor allem durch die Entgiftung der Mehle von Unkraut samen, namentlich von Mutterkorn, gemacht. Das Brotgetreide ist

durch Jahrtausende Weizen und Roggen geblieben. In manchen Bezirken hat man zwar versucht, Brot aus Gerste, Hafer, Mais, Reis, ja selbst aus Bohnen herzustellen oder Zusätze dieser Art zu den Brotmehlen zu machen, aber es ist nicht gelungen, dauernd oder in weiten Bezirken solche „lokale“ Eigentümlichkeiten oder Ausgebirten der Not einzubürgern. In einigen abgelegenen Landstrichen, in einsamen Gebirgsstätern hat Hafermehl und Gerstemehl als Broterzeugnisse dienen müssen, mit der Hebung des Verkehrs hat sich aber auch hier Roggen- und Weizenbrot verbreitet. Weizen und Roggen sind dabei für die Broterzeugung nicht gleichwertig. Der Weizen mit seinem stark entwickelten Mehlkern liefert reichlich ein weißes Mehl, das sich durch den Gehalt der Kleberstoffe auszeichnet, welche, wie der Name sagt, dem Teige einen innigen Zusammenhang geben, was für die Forderung bei Gärung des Teiges von besonderer Wichtigkeit ist. Roggenmehl ist nie so rein weiß wie Weizenmehl, vielmehr eher grau, das rührt nicht von der Kleie her. Der Kleber des Roggenmehles kann nicht durch Aneten des Mehles in Wasser abgetrennt werden. Auch sonst sind einige andere Bestandteile in Roggen vorhanden, die in Weizen nicht vorkommen, z. B. eine gummiartige Substanz, die in verdünntem Alkohol löslich ist. Keine andere zu Mehlen verarbeitete Frucht besitzt die Eigenschaften der Kleberstoffe des Weizens, daher auch nicht die günstige Grundlage für die weitgehende Forderung durch die Gärung. Das Brot hat als Nahrungsmittel eine besondere Bedeutung, weil bei ihm die „Abgefeintheit“ auch bei längerem anschließendem Genuß nicht eintritt, wie das bei manchen anderen Nahrungsmitteln der Fall ist. Es wird heutzutage allgemein aus gedautem Mehl hergestellt, d. h. die Kleberbestandteile sind mehr oder minder abgetrennt. Die Vermahlung geht meist so weit, daß das Mehl ohne Rest durch Maschen von 0,1 bis 0,2 Millimeter Weite hindurchgeht. Brot aus ungedautem Mehl zu nehmen, hat sich nur ausnahmsweise als „alter Volksgewohnheit“ erhalten, z. B. in Westfalen, das in ländlichen Bezirken noch an Bumpelnidel festhält. Der Roggen liefert in der Regel einen geringeren Procentsatz verwendbaren Mehles als der Weizen. Die Kleie galt von jeher als minderwertiges Material und als Viehfutter, in diesem Sinne wurde auch das Pubstium in Frankreich schon im 17. Jahrhundert durch Gesetzgebung gegen die Ueberschneidung durch die Müller geschützt, welche versuchten, die Kleie nochmals durchzumahlen und so minderwertiges Mehl dem besseren hinzuzumahlen und so minderbewertiges Mehl dem besseren hinzuzumahlen, so daß man als Mindestbedarf an Cerealien für den Menschen weit höhere Sätze in Anspruch brachte als heute. Im vorigen Jahrhundert entwickelte sich die Mählentechnik über die Grenze der bisher üblichen Flachmüllerei, die in einem Mahlgang Kleie und Mehl trennte, zur Hochmüllerei, die das Korn in einer ganzen Reihe verschieden seiner Ausmahlung herstellte und in den Handel brachte. Das hat auch für die Verfeinerung der Backweise für die fetten Kuchenbäckerei und Luxusbrotware aller Art Bedeutung. Die Feinbäckerei hat sich in ihren Kundenkreisen sehr ausgedehnt und befehrt namentlich den Frühstücksfrüh. So entstand in den Städten der ausgedehnte Genuß von Kleinbrot aus Weizen und das Verschwinden des Grobbrotens aus Weizen und Roggen gemischt. Erst Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man der Beseitigung der Kleie bei der Vermahlung ein besonderes Interesse zugewandt und das Backen derselben bezw. das Vermahlen des ganzen Kornes befürwortet. Im ganzen hat diese Agitation für die Verringerung der Broterzeugung auf die großen Massen jedoch keinen Einfluß ausgeübt. Dagegen hat sich die Wissenschaft der Frage bemächtigt und die Unterschiede in der Verdaulichkeit bei den Brotsorten durch Versuche festgelegt, und insbesondere hat Geh. Rat Mübner die Frage der Verdaulichkeit der Ausmahlung beim Weizenmehl systematisch geprüft.

### Vermischtes.

„In den Mai schicken.“ Jedermann weiß, daß man die Leute in den April schicken kann, aber vielen unbekannt ist die Sitte, auch am 1. Mai das Anführen und Narren zu üben. In Lübeck z. B. treiben die Kinder am 1. Mai den gleichen Schabernack wie am 1. April und rufen dem Genasführer dann den Spotnamen „Maikott“ zu. Der Ruf „Makage“ erklingt auch in Duedlburg bei solchen Gelegenheiten. In Nordderdittmarschen verpötte man denjenigen, der nach dem angeblichen Loch im Aermel, auf das man ihn aufmerksam machte, gutgläubig hinschaute, mit dem Worte „Maikeler!“ Die pommerische Jugend wiederum ruft dem Mai-Narren höhnend zu „Amal, Amal!“ — singt hier und da wohl auch Verschen wie

„Mat, Mai, Mai,  
Stech die Raf ins Ei,  
Stech sie nicht zu tief,  
Morgen kriegst 'n Vrel!“

Andere Mai-Reime lauten:

„Mai, Mai,  
Da fährt ein Fuder Deu!“

oder:

„Deute ist der erste Mai,  
Schickt man den Esel ins Deu!“

Das letztere stammt aus der Pufowina, aus Czernowitz, wo man den Brauch des Mai-Narrens ebenfalls antreffen kann.

Uebrigens wird mancherorts das Anführen auch am letzten April geübt, und man hat sogar die Meinung ausgesprochen, daß es von diesem Termin einfach auf den 1. Mai ausgedehnt worden ist. Andere freilich erblicken darin eine selbständige Maßnahme.

**Hohenzollernsches Zahlenpiel.** Fünfhundert Jahre sind am 30. April verfloßen, seit der erste Hohenzoller den brandenburgischen Kurhut erworben hat; in dieser Zeit haben 20 Herrscher Brandenburg-Preußens Thron innegehabt; auf jeden käme ein Vierteljahrhundert. Es ist ein eigenartiger Zufall, daß gerade die beiden Herrscher, denen die Geschichte den Namen des Großen gegeben hat, am längsten regiert haben. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, kam schon mit 20 Jahren auf den Thron; seine Regierungszeit umspannte 48 Jahre. Der hat viel getan — ist das knapp getragte, vielsagende Urteil, das der andere große Hohenzoller einst an seinem Grabe gefällt hat. Friedrich des Großen Regierung — „der Große“ wird er schon im Friedensgelang der Kunstgenossenschaft von Emmerich vom 20. April 1763 genannt — war nur um zwei Jahre länger, und sie scheidet sich genau in eine Friedenshälfte, bis zum Subertusburger Frieden, 1763, und in eine Kriegshälfte, die von 23 Jahren. Mehr als 40 Jahre, von 1797 bis 1840, hat auch König Friedrich Wilhelm III. regiert, mehr als 30 die Kurfürsten Friedrich II.: Eisenbahn, Joachim Nestor und Joachim Pektor. Fast genau dem Durchschnitt entsprach die Regierungszeit des letzten Kurfürsten und ersten Königs, Friedrich III., bezw. L., und diese Zeit ist wieder, in der Mitte geteilt durch die Erhebung zur Königswürde, 1688 bis 1701, 1701 bis 1713. Die kürzeste Regierung von nur 100 Tagen war dem zweiten Hohenzollernkaiser Friedrich III. beschieden. Das höchste Alter unter den Hohenzollern, fast 91 Jahre, hat der erste Kaiser, Wilhelm I., erreicht; Friedrich der Große starb mit 74, Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, mit 68 Jahren. Zu bemerken ist noch das Jahr 40 des Jahrhunderts als Todesjahr eines Hohenzollern-Herrschers; 1440 starb Kurfürst Friedrich I., 1840 Kurfürst Georg Wilhelm, 1740 König Friedrich Wilhelm, 1840 König Friedrich Wilhelm III.

**England als angebliche Kriegszusucht der Vögel.** Einen beweglichen Appell an die Vögel, die jetzt aus ihren Winterquartieren in ihre Sommerheimat zurückkehren, richtet ein Mitarbeiter der „Times“. Wie viele dieser gefiederten Gäste, die ihre Wohnstätte im Herbst noch unverleert verlassen, werden ihre Heim nur noch als Kriegsräume wiederfinden! Wo sollten sie es nun besser haben als in England, das allein vom Kriege unberührt geblieben ist? Hier können sie jubelnd zum Himmel emporsteigen, ohne auch nur durch ein einziges Schrapnellwölken in ihrer Bewegungsfreiheit behindert zu werden. Und sollte selbst einmal ein Heppeln sich zeigen, — so richtet er ja bekanntlich nur geringen Schaden an, und erst eine einzige Amstel ist bisher der Bombe eines Aeroplans zum Opfer gefallen. Aber leider ist dieser schöne Frühlingstraum, das britische Reich in ein jubelndes Vogelparadies zu verwandeln, nur schwer erfüllbar, er scheitert an dem ganz ausgesprochenen Heimatsinstinkt der Vögel, der erst durch die trüben Kriegserfahrungen dieses Jahres allmählich in eine andere Richtung gelenkt werden kann. Es ist ja am Anfang des Krieges sogar vorgekommen, daß dichte Schwärme von Schwalben vor ihrer Herbstreise sich auf ganz zusammengeschoffenen Gutsgebäuden am Rande des Schlachtfeldes häuslich niederließen. Sicherlich waren die einst in den Obstbäumen halb verborgenen roten Häuser dieser Häuser seit unendlichen Generationen der Sammelplatz für die in den Süden ziehenden Schwalben gewesen. Nun war der Krieg darüber gekommen und hatte die roten Häuser hinweggeführt und die Obstbäume bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Aber die Schwalben ließen sich ihr angekamtes Recht nicht nehmen; dicht aneinandergedrängt saßen sie auf den zackigen Rändern der armseligen Mauerreste und auf den abgebrochenen Zweigen der Apfelbäume. Der Kampf war so nah, daß die Luft behändig vom dröhnenden Donner der Geschütze erfüllt war, und wenn eine belagerte Batterie eine gar zu nahe und deutliche Sprache rebete, dann gab es ein ungeheures Flügelrauschen in der Luft von all den verängstigten Vögeln, die sich den Gefahren dieser sonderbaren Welt durch einen kümmerlichen Flug in die Höhe zu entziehen suchten. Gleichwohl wird ihr Heimatsgefühl sie wieder an diese Stätten der Verwüstung zurückführen, und auch die Nachtigallen werden die heimatischen Gefilde der Wälder an der Marne und Aisne wieder aufsuchen, und wenn sie nur noch etwas von dem Gehörs, in dem sie im vorigen Frühling ihr Nest bauten, unverleert wiederfinden, so werden sie in der Feuerlinie es wieder aufbauen und ihren Familien ein neues Heim zu bereiten suchen. Dann kann es wohl geschehen, daß in stiller Mondnacht es in den Schützengräben auf beiden Seiten lebendig wird und daß ein Kopf nach dem andern, ungeachtet der Gefahr, sich hervorzuwagt, um dem läßigen Nachtigallengefange bei silbernem Mondlichte besser lauschen zu können. Und der Gesang ergreift immer stärker das Herz, bis die sich gegenüberliegenden feindlichen Truppen wahrhaft ungeführbet sind, weil sie das Schießen vergessen. Ganz besonders erregt es den englischen Berichterstatter, nachdem er dies lieblich, aber leider unwahrscheinliche Wondbild in der Feuerlinie ausgemalt hat, daß auch die verbündeten Russen in den Karpaten nun den Nachtigallengefang kennen lernen, denn dort gibt es diese gefiederten Sänger im Ueberfluß, während die armen Russen

doch zum Teil aus Breitengraden kommen, in denen der wundervolle Gesang noch nie gehört wurde. Ob sie dies über ihre schweren Verluste und die Bergedrücktheit ihrer immer erneuten Bemühungen wirklich trösten wird?

**Die zwölf Weisen von Los Angeles.** In der kalifornischen Stadt Los Angeles hat an einem der letzten Tage des Monats März ein originelles Klubmahl stattgefunden. Es war dies das Jahresfest der sogenannten „zwölf Weisen“. Diese zwölf Weisen von Los Angeles zählen zusammen 1039 Jahre; ihr Altershaupt steht gegenwärtig im 98. Jahre, während der Besamln der Gesellschaft noch ein reines Kind von 83 ist. Der Klub ist vor Jahresfrist gegründet worden und hat sich für seine Mitglieder als sehr wohlthätig erwiesen; die „Weisen“ erklären übereinstimmend, daß das Klubleben auf sie verjüngend gewirkt habe, und wirklich haben sich die alten Herren während des Festmahles über neue Anzüge, interessante Krawatten und ähnliche Dinge lebhaft unterhalten, die sonst nur jüngere Leute zu interessieren pflegen. Vier von den zwölf haben noch Abraham Lincoln gesehen und sprechen gehört; mehrere von ihnen haben am Bürgerkriege teilgenommen, sie sind aber alle Anhänger der Friedensbewegung. Einer von ihnen ist während des ersten Vereinsjahres gestorben; sein Erbschaftsmann ist gegenwärtig der Älteste unter den Weisen. Uebrigens haben sie es sich beim Festmahle sehr gut schmecken lassen und hoffen alleamt, auch an der gleichen Feier im März 1916 teilnehmen zu können.

**Büchertisch.**

— Vincent d'Indy über die deutsche Musik. Der berühmte französische Komponist Vincent d'Indy stimmt nicht der törichtigen Verbannung der deutschen Musik bei, die man in Frankreich durchzuführen sucht. In einem Vortrag, den er jüngst in Paris hielt, skizzierte er kurz, wie die deutschen Musiker, durch die minderwertigen Leistungen der Italiener aus dem Theater verdrängt, sich vor etwa 100 Jahren der „reinen“ Musik zuwandten, für die sie eine wundervolle Form gefunden haben, die der Sinfonie. „Ihr Ahnherr, Joh. Seb. Bach, hatte aus dem Studium unserer Klaviermeister die Klarheit des lateinischen Geschmacks geschöpft; dadurch sind seine Nachfolger Mozart, Paganini, Beethoven mit unserer Kunst verknüpft. Dieser Sinn für Reinheit und Wahrheit findet sich auch in Wagner wieder, der der letzte deutsche Meister ist. Ich habe 1870 mitgestimmt, fuhr Vincent d'Indy fort, und mein Sohn steht jetzt im Felde. Ich darf wohl sagen, daß ich ein Patriot bin, aber ich kann nicht den Feldzug mitmachen, den man gegen den Schöpfer des Parsifal unternimmt. Ein Gentle sieht man nicht aus, und wenn es auch unser Todesfeind wäre. Und ich hoffe doch, daß man die Bilder von Holbein und Dürer nicht auf den Boden des Louvre stellen wird, weil die Deutschen mit uns Krieg führen.“ D'Indy wendet sich gegen die Anschauung, daß Wagner mit seinem Lustspiel „Eine Kapitulation“ Frankreich und insbesondere die Pariser habe beleidigen wollen. „Die Kapitulation von Paris fand am 27. Januar 1871 statt; Wagner schrieb die seine im Oktober 1870, also noch vor der Einschließung der Hauptstadt. Und diese ziemlich nichtsagende, aber durchaus nicht beleidigende Vöffe verspottet die Kapitulation der deutschen Theater vor den französischen Stücken. Man sieht, daß unsere Ehre nicht auf dem Spiel steht. Was heut aber auf dem Spiel steht ist das Interesse der Kunst. Ein Land, das vorgibt, die Musik zu ehren und zu pflegen, hat nicht das Recht, von Tripan, den Meisterlingern und Parsifal plötzlich nichts mehr wissen zu wollen, von Kunstwerken, die bisher unerreicht dastehen.“ Nach d'Indys Meinung beginnt allerdings nach 1870 ein Niedergang der deutschen Musik; Strauß und Mahler unterzieht er einer strengen Kritik.

**Logogriph.**

Blutdürstiger Vogel mit einem „Sp“,  
Doch ehrlicher Handwerker bin ich mit „G“;  
Und wer mich „V“ in dem Haupte sah,  
Dem kinde ich Wunder aus Afrika.  
  
In früherer Zeit mit dem „W“ im Haupt,  
Da hab' ich manch jugendlich Glück geraubt,  
Die Vurschen trieb ich zu blutigem Streit.  
Nicht ungern seh'n mich die Wägdelein heut.  
Auslösung in nächster Nummer.

Auslösung des Geographischen Berichtsrates in voriger Nr.:

- Florenz
- Berlin
- Paris
- München
- Graz
- Breslau
- Wien
- Karlsruhe
- Hamburg
- Karlsbad
- Wiesbaden
- Franzensbad.